

»Du gehst zur Schule?« Er ließ auf einmal meine Hand los.

»Nein, zur Universität.«

»Aber du arbeitest nicht?«

»Noch nicht.« Ich sah, dass Antoni die Antwort nicht gefiel. Er holte ein Smartphone aus der Tasche und schaute auf das Display.

»Und du arbeitest im Hotel?«

»Ja.«

Er drehte sich jetzt weg, ohne die Augen vom Display zu lösen, und machte mit der Hand eine Auf-Wiedersehen-Bewegung.

Am Morgen saß er wieder an der Bar. Daneben eine der drei Polinnen. Ich trug einen roten Lippenstift, ein rotes Kleid und ging zum Tresen, bestellte einen Kaffee, beugte mich zu ihm, berührte wieder seinen Arm und ließ es wieder wie einen Zufall aussehen. Antoni aber schaute mich nicht an. Ich setzte mich beleidigt in das falsche Leder. Mein Vater kam etwas

später, schaute mir in die Augen und machte sich jetzt Sorgen. Das sah ich. Nach drei Tassen Kaffee und vielen Zigaretten sagte er, dass wir spazieren sollten. Zum anderen Ort. Am Strand entlang. Wir gingen. Die All-inclusive-Liegen lagen nach einer Stunde hinter uns. Vor uns nur Ozean, Sand, Palmen. Und aus dem Nichts heraus tauchte ein Café auf. Es sah geschlossen aus, doch als wir näher kamen, sahen wir, dass es geöffnet war. Wir tranken süße Limonade und redeten. Nicht über Antoni. Nicht über Shelly. Über die letzten Jahre. Seit sieben Jahren hatte mein Vater keinen Urlaub mehr gehabt. Er hatte zwar frei, doch war zu Hause. Immer. Er konnte meine Mutter nicht alleine lassen.

Dann redeten wir über andere Jahre, die Jahre vor diesem einen Sommertag. Mein Vater liebte sie: Er war ein junger Mann mit seiner jungen Frau in einem neuen Land mit neuer

Arbeit. Er, der seine Frau gezwungen hatte, das alte Land zurückzulassen, war damals glücklich. Und alles fiel ihm leichter als seiner Frau, als meiner Mutter: Menschen kennenlernen, die Sprache lernen, arbeiten, reisen. Leben. Ich hörte, wie er von diesen Jahren sprach, und wurde traurig. Ich wollte, dass er aufhört, in der Vergangenheit zu leben. Ich wollte meinen Vater fragen, was das mit Shelly war. Ich wollte, dass es etwas war. Aber ich sagte nichts.

Mein Vater nahm mein Kinn in seine rechte Hand. »Hör auf, so unglücklich zu schauen«, sagte er.

Ich musste weinen. Wegen meiner Mutter, wegen meines Vaters, vielleicht auch wegen Antoni. Die Kehle wurde eng, ich hustete.

»Sieh dich mal um!«, sagte mein Vater und streckte seinen Arm zum Ozean, »Wir haben keine Zeit für Unglück.«

Ich dachte daran, dass er sein Unglück

vielleicht selbst wollte, dass er abhängig war vom Unglück, vom Leben mit meiner Mutter. Und dachte dann, dass es vielleicht bald enden würde. Vielleicht sogar mit Shelly. Mit ihr könnte er glücklich werden, und meine Mutter ohne meinen Vater vielleicht auch. Ich hörte auf zu weinen. Ins leere Strandcafé kamen jetzt Menschen, aber es waren keine Gäste, es war eine Band. Sie spielten *Hasta siempre, comandante*. Mein Vater lächelte.

Am Abend lächelte er auch. Shelly saß wieder mit uns an der Bar. Sie war der Grund, warum er lächelte, das dachte ich und mochte sie. Die Tage waren sich sehr ähnlich. Am Morgen Antoni anschauen in der Bar, von ihm keinen Blick bekommen. Dann Frühstück, Gespräche mit meinem Vater, sein Lächeln, am Abend Zigaretten mit Shelly und mit ihm. Immer, wenn sie mich, meine Blicke nicht bemerkten, berührten sie sich wie Verliebte. An

einem Abend schob mein Vater seinen Arm unter das Oberteil von Shelly und streichelte ihren Rücken. Ich tat, als ob ich es nicht sah, und tat auch so, als ob ich ihre Stimmen in der Nacht vor seiner Tür nicht hörte. Spielte dagegen immer lautere Musik. Ich wusste da noch nicht, was Shelly mit meinem Vater machen würde. Er traute ihr da noch. Wie ich.

An einem Nachmittag, an dem ich mit meinem Vater und mit Shelly zum Mittagessen schon Piña coladas gehabt hatte, gingen sie zum Strand. Ich hatte einen Kopf aus Watte – das war der viele Rum –, ich wollte spazieren. Ich lief vorbei am Lärm der Restaurants und Menschen, die Hauptstraße hinunter. Dann sah ich Antoni. Er stieg in einen Bus ein. Ich hielt ein Taxi an, sagte zum Fahrer, dass er geradeaus fahren sollte wie der Bus. Er sagte: »Deutsche?«, und ich nickte. Der Mann am Steuer erzählte etwas über Häuser, er zeigte auf